

# Heimatkunde

## Wohin gehört die Mundart von Hildesheim und Umgebung?

Von Emil Mackel



Die Mundart von Hildesheim und Umgebung ist bisher nicht ausreichend dargestellt worden. Zwar ist schon aus dem Jahre 1855, das ist aus der Zeit der ersten Anfänge der niederdeutschen Sprachforschung überhaupt und insonderheit der niederdeutschen Mundartenforschung, eine Abhandlung über die Stadt-Hildesheimer Mundart vorhanden. Die Abhandlung stammt von einem Dr. Johannes Müller<sup>1</sup> und ist im zweiten Jahrgang der von Frommann herausgegebenen Zeitschrift „Deutschlands Mundarten“ erschienen. Sie ist aber leider so unzulänglich, lückenhaft und in ihrer Lautbezeichnung geradezu irreführend, daß sie nur mit der größten Vorsicht gebraucht werden kann. Müller schreibt, als wenn ein Jakob Grimm noch gar nicht gelebt hätte. Unzulänglich sind auch die Angaben, die 1914 der sich stark auf Müller stützende Hermann Kopperschmidt in seiner Marburger Dissertation „Die Sprache der Hildesheimer Urkunden der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts“, S. 56 ff., über die gesprochene Hildesheimer Mundart macht. Die Stärke seiner Arbeit liegt auf anderem Gebiete. Es war, nebenbei gesagt, 1914 nicht mehr ganz leicht, die hildesheimische Mundart festzustellen, während 1855 noch der gesamte gute Bürgerstand unter sich und am Stammtisch die heimische Mundart gebrauchte. Das beste, was bislang über das Hildesheimer Platt gesagt ist, verdanken wir dem jetzt verstorbenen, aber noch vielen alten Hildesheimern bekannten wackeren Prof. G. Chr. Coers, der in der Oktobernummer 1909 des Quickborn eine Reihe richtiger, wenn auch unzusammenhängender Bemerkungen über die Stadtmundart und die der ländlichen Umgebung macht und sie durch Sprachproben veranschaulicht. An der Hand dieser Bemerkungen und mit Zuhilfenahme der zahlreichen plattdeutschen Erzählungen, welche Johannes Ernst unter dem Decknamen Heinrich Pott und der zu früh verstorbene Karl Pinkepank unter dem Decknamen Karl Pöttjer in der Gerstenbergischen Zeitung veröffentlicht haben, kann man sich schon ein Bild von der heute in Hildesheim und seiner Umgebung gesprochenen Mundart machen. Sie meinerseits hier eingehend zu beschreiben, würde schon der Mangel an Platz verbieten, ist aber auch nicht der Zweck dieses Aufsatzes. Ich habe es mir vielmehr zur Aufgabe gemacht, die Frage zu beantworten, wohin gehört die Hildesheimer Mundart, welcher Mundartengruppe ist sie einzureihen, und werde Sprachformen nur so weit heranziehen, als es nötig ist, diese Frage zu beantworten.

Hier trifft es sich nun eigenartig, daß das, was von der örtlichen Mundart gesagt werden mußte, bis vor kurzem noch von dem ganzen Sprachraum galt, dem sie angehört. Das Gesamtgebiet zwischen Weser und Harz war bisher sprachlich nicht durchforscht worden und bildete einen weißen Fleck auf der Mundartenkarte, trotz Schambach mit seinem gewaltigen Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen aus dem Jahre 1858. Denn Schambach war es nicht sowohl um die Laute als um die Wörter zu tun. Er hat zur Erleichterung des Lesens und der Verständlichkeit die Schrift nicht nur vereinfacht, sondern auch vereinheitlicht, so daß die abweichende Lautbildung der verschiedenen Untermundarten, aus denen er sein Wörterbuch schöpft, gar nicht in die Erscheinung tritt. Man könnte die einbeckische Mundart z. B. ebensowenig daraus lernen wie die stavenhagische aus Fritz Reuters Werken.

Nur an die Grenzen des Gebietes rückte die Mundartenforschung allmählich von allen Seiten heran. Bis zur Jahrhundertwende gab es allerdings nur zwei wissenschaftlichen Anforderungen genügende Arbeiten über Grenzmundarten, die beide das östliche Grenzgebiet betreffen: Bierwirths



Darstellung der Mundart von Meinersen (a. d. Oker), eine Jenaer Diss. von 1890, und Heibens knappe Darstellung der Laute der Mundart von Börßum, Jenaer Diss. von 1891. Zu ihnen gesellte sich später Damköhler, der in mannigfaltigen Arbeiten die mundartlichen Verhältnisse des Ostharzes erschloß. Von Norden rückte bis an die Grenze des Gebietes, d. h. bis Burgdorf, Rück Heimatbuch (1914, 2. Aufl. 1927), und die Mundart des Kreises Burgdorf mit Teilen des Kreises Peine ist dann später (1929) in einer leider nur teilweise gedruckten Marburger Diss. von W. Jarfe behandelt worden.

Aber bald wird das Dunkel gelichtet und der weiße Fleck auf der Mundartenkarte ausgefüllt sein. Mehrere tüchtige schwedische Germanisten aus der Schule des Prof. Kooth in Lund haben sich den Sprachraum zwischen dem Kreise Burgdorf im Norden und der hochdeutschen Sprachscheide südlich von Hann.-Münden und Duderstadt, zwischen der mittleren Weser im Westen und dem Eichsfeld und dem Harz mit der Oker im Osten zum sprachlichen Arbeitsfelde gewählt und bereits wertvolle Vorarbeiten zu ihren „ostfälischen Studien“ geleistet: Ernst Löffstedt hat 1933 eine gute Grammatik der Mundart von Lesse (halbwegs zwischen Wolfenbüttel und Hildesheim) veröffentlicht und Torsten Dahlberg 1934 das gesamte göttingisch-grubenhagensche Dialektgebiet bearbeitet und dieser Arbeit eine sehr genaue Beschreibung der Mundart von Dorste (bei Osterode a. H.) zugrunde gelegt. Der Vollständigkeit wegen muß hinzugefügt werden, daß auch der Verfasser dieses Aufsatzes insofern an der Aufhellung der sprachlichen Verhältnisse des angegebenen Gebietes beteiligt ist, als er für Teil II des bekannten BARNERSCHEN Heimatbuches „Unsere Heimat“ die Bearbeitung der Mundart zwischen Ith und Hildesheimer Wald übernommen hat.

Eine Folge der Ungeklärtheit der Mundarten des genannten Sprachraumes war es, daß man nie so recht wußte, wohin sie gehörten. D. Bremer, der 1895 zuerst eine wissenschaftlich begründete Einteilung und Gliederung der niederdeutschen Mundarten versucht hat, stellt das Hildesheimische an das westliche Ende des Ostfälischen (er nennt es westostfälisch) und macht die zwischen dem Hildesheimischen und der Weser liegenden Mundarten, also das Göttingisch-Grubenhagensche, die Hameler, die Kalenberger Mundart, zu engrischen Mundarten, die weit über die Weser greifen und auch noch den Ostflügel der westfälischen Mundarten umfassen. Andere Mundartenforscher, wie der schon genannte Damköhler, lassen die engrischen Mundarten sich nach Osten über das Hildesheimische hinaus bis an die Oker erstrecken. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß die ganze Ansetzung engrischer Mundarten irrig ist. Die Engern (Angrivarii) waren einer der vier sächsischen Volksstämme. Stammesgrenzen sind aber nicht Mundartenscheiden: die einzelnen Sprachwandlungen, Sprachbewegungen, Lautstöße machen nicht an Stammescheiden halt, sie gehen darüber hinweg oder erlahmen, bevor sie an die Grenze herangekommen sind. Wir wissen wenig von den Engern. Was wir aber wissen, zeigt, daß sie ihr Gesicht nach Westen gewandt hielten, und läßt keinen Schluß zu, daß sie östlich über die Weser hinausgekommen sind, außer vielleicht in der Gegend des Steinhuder Meeres. Die Mundarten im Raume zwischen Weser und Harz verändern sich sowohl von der hochdeutschen Sprachscheide nach Norden zu als auch von Westfalen her über die Weser hinaus in regelrechten allmählichen Übergängen, d. i. stufenweise, ein Darüberdecken engrischer Mundarten wäre unnütz, ja störend, auch wäre es unmöglich, die östlichen, westlichen und nördlichen Grenzen dieser Mundarten auch nur einigermaßen befriedigend anzugeben, während sich die Mundartengliederung unseres Sprachgebietes natürlich und glatt abwickelt, wenn man die Weser als Grenze zwischen den westfälischen und den ostfälischen Mundarten ansetzt. Dazu kommt, daß sich im Mittelalter keine Anzeichen dafür auffinden lassen, daß sich zwischen die westfälischen und die ostfälischen noch die engrischen Mundarten eingefügt hätten, und so hat auch A. Lasch 1914 in der „Mittelniederdeutschen Grammatik“ die südniedersächsischen Mundarten einfach in westfälische und ostfälische geteilt und die ostfälischen von der mittleren Weser bis ins Magdeburgische an der mittleren Elbe reichen lassen. Allerdings hat A. Lasch von diesem Ostfälischen den Teil im Gebiet der Elbe und ihrer Nebenflüsse mit den Hauptorten Magdeburg und Halle als elbostfälisch abgeschieden. Wir gehen nun einen Schritt weiter und nennen den Abschnitt an der mittleren Weser und ihren Rechtsnebenflüssen wese-



ostfälisch. Die Grenze zwischen dem Westflügel und dem Ostflügel, dem Elbostfälischen und unserem Weserostfälischen, hatte für die mittelalterliche Zeit Jülicher im Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 1926 zwischen Gernrode und Quedlinburg gezogen. Für die Jetztzeit würde ich vorschlagen, die Oker als Scheide anzusetzen, d. h. den Fluß, der bis 531 das alte Ostfalen von dem altthüringischen Reiche, später die Bistümer Hildesheim und Halberstadt scheidet.

Ich muß mich darauf beschränken, hier den Grund für meinen Vorschlag anzuführen, der für das Hildesheimische von besonderer Bedeutung ist. Östlich von der Oker sind die alten mittelhoch- und niederdeutschen Selbstlaute  $\bar{i}$ ,  $\bar{u}$ ,  $\bar{ü}$  erhalten geblieben, „Zeit“, „Haus“, „Häuser“ heißen also  $t\bar{i}t$ ,  $h\bar{u}s$ ,  $h\bar{u}ser$  ( $h\bar{i}ser$ ); westlich von der Oker sind sie zu Zwiellauten geworden, sowohl diesseits als auch jenseits der Weser, und zwar ist die regelrechte Form diesseits der Weser  $\bar{ä}i$ ,  $i\bar{u}$ ,  $u\bar{i}$  ( $t\bar{ä}it$ ,  $h\bar{i}us^2$ ,  $h\bar{u}iser^2$ ), wobei  $\bar{ä}$  gewöhnlich einfach offenes  $e$ , in den braunschweigischen Dörfern, z. B. Lesse, oft der Laut ist, den die Engländer in *bad*, *hat* sprechen. Es ist nun ein besonderes Kennzeichen des Hildesheimischen, daß hier statt  $\bar{ä}i$ , wie ich annehme, durch Lippenrundung,  $\bar{o}i$  gesprochen wird, also  $t\bar{o}it$ ,  $w\bar{o}i$  *schröiwet* „wir schreiben“, und zwar gilt  $\bar{o}i$  in dem ganzen Kernland des alten Hochstifts, im Stadt- und Landkreise Hildesheim, im größten Teile des Kreises Marienburg und östlich über die Leine hinaus bis zu den Duinger und Thüfter Bergen (Rahnstein). Nach Osten zu verläuft das  $\bar{o}i$  sozusagen im Sande, das Hochstift hat es nicht bis zur Oker vortreiben können. Wichtig ist nun, daß sich die Ostgrenze des  $\bar{o}i$ -Gebietes fast Dorf für Dorf mit einer älteren, umfassenderen und wichtigeren Sprachlinie deckt<sup>3</sup>, die auch nicht bis zur Oker heranreicht, mit der sog. *mek*-Linie (s. u.), womit schon gesagt ist, daß Hildesheim zu dem sprachlich sehr interessanten *mek*-Gebiete gehört.

Was heißt *mek*-Gebiet?

Im Lüneburgischen stoßen ungefähr auf halbem Wege das nach Norden streichende  $\bar{m}i$ -Gebiet und das nach Süden streichende *mik*-Gebiet zusammen;  $\bar{m}i$ -Gebiet ist eine Abkürzung für  $\bar{m}i$ -,  $\bar{d}i$ -,  $em$ -,  $uns$ -,  $jou$ -Gebiet, *mik*-Gebiet eine Abkürzung von *mik*-, *dik*-,  $\bar{e}ne$ -,  $\bar{ü}sch$ -,  $\bar{j}ük$ -Gebiet. Der Unterschied betrifft nicht nur die Lautform, sondern mehr noch den inneren Bau der Sprache:  $\bar{m}i$ -Gebiet soll heißen, daß in den Küstenmundarten beim persönlichen Fürwort der *Wem*fall den *Wen*fall verdrängt und ersetzt hat, während bei den niederdeutschen Binnenmundarten östlich der Weser, d. i. im Ostfälischen, der *Wen*fall den *Wem*fall aus dem Felde geschlagen hat; bei den  $\bar{m}i$ -Leuten bedeuten die *Wem*formen  $\bar{m}i$  mir und mich,  $\bar{d}i$  dir und dich,  $em$  ihm und ihn,  $uns$  uns,  $jou$  euch, bei den *mik*-Leuten die *Wen*formen *mik* mir und mich, *dik* dir und dich,  $\bar{e}ne$  ( $\bar{o}ne$ ) ihm und ihn,  $\bar{ü}sch$  uns,  $\bar{j}ük$  euch. Die erst nordöstlich gerichtete *mik*-Linie erreicht giebelartig ihren nördlichsten Punkt zwischen Lüneburg und Uelzen, geht dann südöstlich bis zur Gohrde und zieht sich, vom Wendland und der Altmark kleine Westzipfel abschneidend, nach der Elbe. Wie das  $\bar{o}i$ -Gebiet von einem  $\bar{ä}i$ -Gebiet umrahmt ist, so ist in das *mik*-Gebiet eine *mek*-Zunge eingebettet, die sich von ihrem nördlichen Grenzgürtel Steinhuder Meer (Ostseite) – Burgdorf (eben nördlich) in südwestlicher Richtung bis an die hochdeutsche Sprachscheide bei Duderstadt – Hann.-Münden erstreckt, im Westen zunächst die Weser zur Grenze hat, dann, die Ausbuchtung auf Minden zu nicht mitmachend, zum Steinhuder Meer abbiegt, im Osten aber eine Linie, die sich von Burgdorf halbwegs zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel auf der einen und Hildesheim auf der anderen Seite bis nach Aschersleben, Worbis, Duderstadt so hinzieht, daß die Dörfer Hohenhameln, Klauen, Soßmar, Schellerten, Dingelbe, Nettlingen, Hohen-Assel noch *mek*-Dörfer, Bierbergen, Odelum, Feldbergen-Hoheneggelsen, Bettrum-Himstedt, Lesse, Lichtenberg aber schon *mik*-Dörfer sind<sup>4</sup>. Aus den *mik*-Leuten sind in der besagten Zunge *mek*-Leute geworden, d. h. Leute, die statt *ik*, *mik*, *dik*, *sik*,  $\bar{e}ne$ ,  $\bar{ü}sch$ ,  $\bar{j}ük$ : *ek*, *mek*, *dek*, *sek*,  $\bar{o}ne$ ,  $\bar{o}sch$ ,  $\bar{j}ök$  ( $\bar{ü}sch$ ,  $\bar{j}ük$ ) sagen.

Mit *ek*, *mek*, *dek* sind wir in die Gruppe der Sprachercheinungen eingetreten, mit deren Hilfe wir dartun können, daß nicht nur das Hildesheimische eine ostfälische Mundart ist, sondern auch, daß die Nachbarmundarten bis zur Weser dem Ostfälischen zuzurechnen sind.

Die mittelalterlichen Urkunden und sonstigen Schriftwerke aus dem Gebiete zwischen der mittleren Weser und der mittleren Elbe weisen eine Reihe von sprachlichen Eigenheiten auf, die sie deutlich abheben von den westfälischen, den nordniederländischen der Küstengebiete, und auch von denen, die



auf dem Siedlungsraume östlich der Elbe entstanden sind. Sie sind größtenteils von A. Lasch in der „Mittelniederdeutschen Grammatik“ heraus- und zusammengestellt worden und haben in einer Reihe von Einzelarbeiten ihre Bestätigung gefunden, besonders in der tüchtigen Arbeit von Gerhard Cordes „Schriftwesen und Schriftsprache in Goslar bis zur Aufnahme der neuhochdeutschen Schriftsprache“ (Hamburg 1934), einer Arbeit, die in der vorjährigen Nummer von „Alt-Hildesheim“ besprochen worden ist. Man sehe besonders das Kapitel „Die mittelniederdeutsche Zeit“, S. 32 ff.

Alle die für das Ostfälische als kennzeichnend herausgehobenen Merkmale finden sich nun in der heimischen Mundart wieder. Es sind folgende:

1. In der Mehrzahl der Gegenwart herrscht die Endung =et auch bei den sogenannten Präteritopräsentien (wissen, müssen, können usw.): wöi wettet, dröwwet, möttet, könt, sölt, wilt usw. (wir wissen, dürfen, müssen, können, sollen, wollen).

2. Das Mittelwort der Vergangenheit hat für gewöhnlich die Vorsilbe e-, z. B. e=brocht gebracht, e=betten gebissen, e=wust gewußt.

3. Folgende Fürwörter haben ausgesprochen ostfälische Form: ek, mek, dek, ösch, jök, öne (üene) ihn, ihm, öre (üere) ihr, ihre, öt es, sek sich; iuse unsere; düsse, düt für disse, dit; sülve für selve.

4. diu wut (wuttu, wutte?) du willst (willst du?).

5. Die kurzen Vokale in ursprünglich offenen Tonsilben in Wörtern wie: Leppel Löffel, Kettel Kessel, Pepper Pfeffer, Kröppel Krüppel, betten bißchen, butten draußen, Könnich König, egreppen gegriffen, fergetten vergessen, wetten wissen usw.

6. Die langen Vokale vor m + en, z. B. ekömen (ekuamen) gekommen, enömen (enuamen) genommen.

7. er ist vor Mitlauten zu ar geworden: Farken Ferkel, dat Harte das Herz, Gasten Gerste usw.

Ich glaube, auch noch folgende Sprachzüge als ostfälisch ansprechen zu dürfen:

8. Bock, Wolke für nordniederdeutsches Buck, Wulk Boek, Wolke.

9. =ich, =ige für =ing, =inge: Härich, Härige Hering, Heringe; Pennich, Pennige Pfennig, Pfennige; Vertellige<sup>5</sup> Erzählung; Dännige<sup>5</sup> Schläfe; Eigennamen wie Hennig, Brünig, Söchtig für Henning, Brüning, Söchting usw.

Zu bemerken ist noch, daß =ich, =ige sich in Namen vielfach zu i verkürzt: Eigenname Pini aus Pining, Ortsnamen: Störy, Hary aus Storinge, Haringe, Dörfer westlich von Bockenem.

Und nun noch ein letztes. Wir haben die Stammbezeichnung Engern aus verschiedenen Gründen für ungeeignet erklärt, auch die Mundart zu bezeichnen. Läge uns daran, das Mundartengebiet zwischen Weser und Harz mit einem Stammnamen zu kennzeichnen, so würde ich sächsisch=cherus= kisch vorschlagen. Hildesheim und die Landschaft zwischen Hildesheimer Wald und Ith haben sicher das Kernland der Eherusker gebildet. Es darf als ausgemacht angenommen werden, daß die Sachsen von der Nordseeküste her sich ausgebreitet und sich u. a. auch das Eheruskerland botmäßig gemacht haben. Als ebenso gesichert darf gelten, daß sie die Eherusker nicht gewaltsam unterjocht oder gar ausgerottet, sondern sich damit begnügt haben werden, ihnen eine Verwaltung nach sächsischer Art aufzuerlegen und eine sächsische Oberschicht zu bringen. Hinsichtlich der Sprache wird es gegangen sein wie bei den Angelsachsen und französischen Normannen in Altengland. Die Sprache der erminischen Eherusker wird im wesentlichen erhalten geblieben sein, aber sich mit Bestandteilen der ingwäonischen Wasserantenmundart der Sachsen vermischt haben. Ich meine nun, daß sich bei genauer Durchforschung noch einzelne Sprachformen als cheruskisch nachweisen lassen müßten. Wenn sich im alten Wohnraume der Eherusker, und das ist m. E. der Raum zwischen Oker, Westharz, Eichsfeld auf der einen Seite, der Weser von der Höhe des Steinhuder Meeres ab bis zur jetzigen hochdeutschen Sprachgrenze auf der anderen Seite, Wörter nachweisen lassen, die sich in den anderen



niedersächsischen Mundarten, namentlich in den nordniedersächsischen Mundarten und den in der Hauptsache von Nordniedersachsen bevölkerten Siedlungsgebieten östlich der Elbe (Mecklenburg, Vorpommern, die nördlichen Gebiete von Brandenburg) nicht finden, so müßten solche Wörter doch wohl altcheruskisches Sprachgut sein. Freilich, daß das von mir umschriebene Gebiet sich fast vollständig mit dem ek-, mek-, dek-Gebiete deckt, dürfte nur ein merkwürdiger Zufall sein. Aber Prof. Edward Schröder hat in einem sehr bemerkenswerten Aufsatz im Niedersächs. Jahrb. 1933 S. 23 darauf hingewiesen, daß die Personennamen auf =dag und die damit gebildeten Siedlungsnamen fast ausnahmslos dem altcheruskischen Boden angehören. Der Name Aldag kommt in Hildesheim und Umgebung noch jetzt nicht gerade selten vor, noch häufiger der Familienname Eldagsen, was besagen will, daß die ersten Träger des Namens aus Eldagsen = Aldageshusen stammen. Außer Eldagsen nennt Schröder noch Riddagshausen, Voldagsen, Levedagsen, Hardeggen, Ddagsen. Ich gehe nun einen Schritt weiter und meine, daß auch ein Wort wie Schlinge „Schnecke ohne Gehäuse“, das mit Schlange im Ablaut steht und wie dieses zu dem altdutschen slingan „sich schlängelnd fortbewegen“ gehört, ein altcheruskisches Wort ist, weil es sich nur auf cheruskischem Boden findet. Ich werde auf diese Frage an anderer Stelle noch näher eingehen.

**Anmerkungen** / <sup>1</sup> Dr. Joh. Müller war 1855 Konservator der Alttertumsammlung des germanischen Museums in Nürnberg. — <sup>2</sup> Stadthildesheim spricht jetzt statt iu ö, also Frö Frau, öt aus, göt gut, bröken brauchen, Bröt Braut, an Stelle älterer Friu, iut, giut, briuken, wie das Land sagt, und statt ui öi, also höiser Häuser, döitsch deutsch, höite heute — <sup>3</sup> Es ist eine merkwürdige, für die Mundartenforschung nicht bedeutungslose Erscheinung, daß, von Hildesheim aus gerechnet, im Norden, Osten und Süden öi gerade in den katholischen Dörfern gesprochen wird. So hört öi im Norden mit dem sog. Borsumer Kaspel auf. Im Südwesten spricht das evangelische Dorf Lechstedt täit, das katholische Nach-

bardorf Ihum töit. — <sup>4</sup> Es verdient Erwähnung, daß auch im Westen nicht weit von Hildesheim eine, wenn auch nicht so bedeutsame, Mundartenlinie vorbeizieht, und zwar in südöstlicher Richtung, etwa von der Ostseite des Deisters östlich an Eldagsen und Lamspringe vorbei auf Wolfshagen im Harz zu. Alles, was östlich von dieser Linie liegt, spricht umme, alles, was westlich von ihr liegt, ümme = um. Hildesheim gehört also zum umme-Gebiet. Von Hildesheim aus gesehen, sind Nordstemmen und Heyersum noch dem umme-Gebiet zuzurechnen, dagegen wird in Mahlerken, Burgstemmen schon vorwiegend ümme gesprochen. — <sup>5</sup> Aus mnd. vertellinge, dünninge.

## Wisente und Bisons in der Nachbarschaft von Hildesheim

Von Anton Schrammen

Mit sechs Aufnahmen des Verfassers



Im Schutze der hundertjährigen Eichen und Buchen des auch von naturliebenden Hildesheimern gern besuchten Sauparks bei Springe wurden seit Mai 1928 Kühe des amerikanischen Bisons eine Reihe von Jahren hindurch mit einem Wisentstier (Bison europaeus) gekreuzt. Die männlichen Mischlinge finden zur Zucht keine Weiterverwendung; die weiblichen wurden und werden fürder Geschlecht für Geschlecht nur mit reinblütigen Wisentstieren zusammengebracht. Bei einer solchen Rückkreuzung verdrängt dann die besondere Erbmasse des Wisentstämmchens nach und nach diejenige des Bisonstämmchens in immer höherem Grade, so daß bereits die Enkel dem Erscheinungsbild des Wisents wieder recht nahe kommen.

Als Stammvater trat der damals nicht ganz dreijährige Wisentstier Iwan auf. Die weiblichen Familienmitglieder waren die z. T. aus Kanada bezogenen Bisonkühe Pauline, Rosa und Mary sowie das Kalb Fritz, — eine Tochter Marys und eines gewaltigen Wisents des Berliner Zoologischen Gartens. Bereits 1929 setzte Pauline ein Stierkalb, Mary ein Kuhkalb; Rosa, die nach der Meinung des Pflegers — ihm verdankten die Tiere nicht nur gute Pflege, sondern auch die schönen Namen — etwas „dötsch“ ist, wurden damals noch keine Mutterfreuden beschert. 1934 betrug die gesamte Nachkommenschaft (Halb- und Dreiviertelblut) 24 Stück, darunter 10 weibliche. Das Dreiviertelblut kalbte